

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Die Landschaft in Adolf Freys Lyrik
Autor: Baumann, Lina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lich warmen Hauch dieser Mundartlyrik ist heute Josef Reinhardt mit seinen „Liedli ab em Land“. Auch Sophie Haemmerli-Marti steht ihnen nahe. Sie alle entstammen einem eng verbundenen Landesstrich. Es ist die Seele der wessigen Juralandschaft, die da in schlichten Weisen über die grünen, stillen Täler und die

dunkeln Wälder fliegt. Und so lange diese und ihre bescheidenen Bewohner sich eins fühlen und in schlichter Naturfrömmigkeit auch den blauen Himmel in ihren Bunt schließen, werden auch die Liedchen Adolf Freys gesungen werden, im Freien und unterm traulichen Hausdach: duß und underm Rafe. Dr. Ernst Eschmann.

Die Landschaft in Adolf Freys Lyrik.

Lyrik und Natur gehören zusammen, weil inneres und äußeres Geschehen im Menschenleben in irgend einer Weise mit der Natur verbunden sind. Ihm selbst bewußt oder unbewußt, beeinflußt die Natur den Menschen, gestaltet ihn, wirkt bestimend auf sein Fühlen und Denken. Diese Zusammenhänge schaut der Dichter, er gibt ihnen plastischen Ausdruck, deutet sie und hebt das Zufällige ins Bedeutende. Aber er sieht die Natur nicht nur in ihrer Beziehung zum Menschen, sie beschwingt auch seine Phantasie, sie führt ihn hinein ins Land der Gedanken und Träume.

Dieser enge Zusammenhang zwischen Poesie und Natur ist ein besonderer Zug von Adolf Freys Werken. Das feine Naturgefühl, das ihm eignet, offenbart sich schön und bedeutungsvoll in seiner Epik, besonders reich und mannigfaltig aber in seiner Lyrik, die eine Fülle landschaftlicher Schönheit vor unserm Auge erschließt. Und dabei ist das Landschaftliche selten in typisierender Weise behandelt, und wenn das geschieht, nur da, wo die Natur bloßer Hintergrund ist, auf dem das Geschehen sich abspielt, zum Beispiel: „Kinder der Muße“, „Jenseits“, „Christnacht“.

Zuweilen zeigt das landschaftliche strenge Stilisierung, da, wo der Dichter in seinem Stoff hinausgreift ins Unermeßliche, Uranfängliche und daraus das Mystische aufrauschen läßt, wie im Gedicht „Das Weh des Schöpfers“, wo mit michelangelesker Größe die Welt sich emportürmt und von Meer zu Meer weitet und erschauert unter dem Weh des Schöpfers. Und im legendenhaften „Das kommende Reich“, da heben sich von der düstern Trostlosigkeit der nächtlichen Regenlandschaft mit dem sich im Unendlichen verlierenden Weg die groß

und sicher gezeichneten Gestalten Jesu und der drei Jünger gleich Dürer-Figuren ab. Eine bedeutsame Einfachheit und Geschlossenheit wird durch die Stilisierung erreicht, die zugleich die Unendlichkeit der Perspektive eindringlich macht.

Sonst ist dem Landschaftsbild bei Adolf Frey starke Individualisierung eigen, die aus tiefem, persönlichem Erleben quillt und aus einer seltenen Kraft der Beobachtung, die sicher das Bildmäßige erfaßt. Und weil dieses Erleben der Natur so innig ist, fließt das landschaftliche Bild so ganz mit dem geistigen und seelischen Gehalt des Gedichtes zusammen. Das landschaftliche Bild ist bei Adolf Frey fast immer das heimliche Bild, und es ist erstaunlich, wie er es zu immer neuem, eigenartigem Leben erweckt und es mit all seinem Fühlen verwebt.

Es löst aber auch immer neue Töne und Visionen in ihm aus: Vor der verfallenen Freistatt am wildverwachsenen Rain erlebt er die Flucht des Verfemten, der den Bühl hinaufsteigt und in höchster Not Frieden findet vor den Häschern, die schon zum Fange den Strick schleudern. So lebendig gestaltet ist die Handlung, Gegenwart und Vergangenheit, Wirklichkeit und Phantasie sind so fühlr verwohen, daß das Gedicht zu einer Ballade wird von hoher dramatischer Kraft. Die Stimmung für die Vision wird gleich in den ersten Versen geschaffen und bleibt geschlossen, auch nachdem die Vision zerstört ist. Wie hier äußerlich und innerlich Geschautes in eins zusammenfließen, so wirkt auch das Gedicht „Und also in Ewigkeit...“ ergreifend durch den Gedanken, den es groß und einfach gestaltet, durch die Einheit zwischen landschaftlichem und poetischem Erleben und durch die reiche suggestive Traumhaftigkeit

heit: In fremdem sommerschwülem Land steht ein ernster Hügel,
Wo zwischen schlanken Stämmen leusches Schweigen
Und Dämmerung sich geschwisterlich umfingen.
Ins Spätrot stiegen Buchenwipfel auf,
Den Saum der schmalen Wiese überwölbend,
Die, still und einsam, rings Gehölz umschloß.

Das geheimnisvolle Schweigen und der weite Raum des Abends, aus dessen Waldestiefe magischer Glanz bricht, gibt den Ton und die Färbung für die Vision: Und auf die Wiese schwebte, unhörbar aus Busch und tiefgesenkten Zweigen gleitend, In zartem Dämmerchein ein bleicher Zug.

Und auch diesmal rundet sich das Gedicht zum Anfang zurück:

Doch von den hunderttausend Sohlen bog
Nicht eine mehr den schwächsten Halm, wie ihn
Der leise Hauch der Abendlüste beugt.

Wo immer im „Totentanz“ die Natur mitleidet und mitschwingt, wird sie zum tief innerlichen Erlebnis. Sein und Vergehen ist in diesen Gedichten großzügig und eigenartig symbolisiert und das landschaftliche Bild innig mit dem Mythischen verschmolzen. Alles das, zusammen mit der Kraft der Erfindung und künstlerischen Formulierung, schafft jeweilen eine Einheit von hoher Vollendung.

Ein Dichter, der mit so sensibler Seele den Linien und Tönen in der Natur lauscht, erlebt das Geheimnis des Abends wieder und wieder mit wundersamer Tiefe und Zartheit. Es wird ihm zum Symbol der Sehnsucht:

Die Sichelshale
Des Mondes rinnt
Auf samtne Wäldeerrücken
Und tiefgeschwungen Tale.
Weißsingrig spint
Der Nebel schwante Brücken
Im Erlengrunde.
Vergeistert haucht es in den Zweigen,
Auf allen Rainen kauert Schweigen,
Sehnsucht geht auf den Steigen
Und seufzt mit heißem Munde!

Griechische Linienreinheit vereinigt sich hier mit dem Geist der Romantik zu einem Lied von unnennbarem Reiz und Stimmungsgehalt. — Der Abend singt dem Dichter vorwiegend dunkle Töne:

Aushaucht die Purpurferzen
Der Tag auf Stauden und Stein.

Die Wehmutter klagt vom dämmrblauen Felsengurt. Nur in „Feier“, die

zuerst in weichen, elegischen Tönen anhebt, wird die Klage zum Preislied des Helden Tag:

Überm grauen Gletscherstiege
Focht er seine ersten Siege,
Und an schroffen Schrattenborden
Rang er mit den Nebelhorden,
Bis er von der Flühen Brüstung
Strahlend stieg in goldner Rüstung.

Die visuelle Kraft, mit der der sieghafte Kampf dargestellt ist, ist aber nicht Selbstzweck. Der Dichter hebt den Sieg empor ins menschlich Bedeutsame:

Welche hat er aufgeschlossen, ... —
Unser Aug mit Glut getränkt,
Flammen uns ins Herz gesenkt.

Mit derselben Innigkeit, aber aus heiterer Freude geboren, empfindet er den lachenden Farbenglanz und Lebensreichtum des Sommertags, den er fein beseelt:

Er wandert gelassen
Vorüber an Schlehn und Wildrosenhag
Die Weiler entlang
Und Wälder und Feldergassen.

Ein strahlender Himmelsbote, weiht der Sommertag Wälder und Berge und Blumen und die Geliebte „in der abgeschiednen Waldrandwirrnis“:

Dann wandelt in strahlendem Staat
Er zwischen die Föhren am Sandsteingrat,
Und hinter ihm branden die blauen Flammen
Des Himmels zusammen.

Die göttliche Gelassenheit und das selige Wandeln und Hineinschreiten in die Unermeßlichkeit der Himmelsbläue geben dem Ganzen bei aller Individualisierung des Landschaftsbildes jene Unendlichkeit und Größe, die uns an Goethes „Sie schreiten von Bergen zu Bergen hinüber“ erinnert.

Wenn auch der Dichter keine eigentlichen Waldlieder gesungen hat, so rauscht und leuchtet der Wald dennoch auf in seiner Lyrik und in seiner Epik. Der „Turaberg mit Buchenpurpurmantel, mit Föhrenkranz und gelbem Felsgeschmeid“ glüht im scheuen Lichtstrahl durch den Nebel, der Blätterfall im toten Buchenwald singt Grabgesang, „zwischen den Stämmen am Eichenhang Schreiten die Schatten verstohlenen Gang“, der „silbergeschiente Heerbann“ des schlanken Buchenwaldes steht am steilen Knauf des Berges. Das Abendrot im Walde „biegt, das schimmernde Gelock ans Laub ge-

schmiegt, die Zweige auseinander überm Hang und beugt sich in den stillen Buchengang.“ In so zarten, so eindringlichen Bildern zeigt der Dichter uns das Geschaute, und wahrhaft beglückend ist der jubelnde Rhythmus der Farbe, dem er fühnen Ausdruck verleiht im Gedicht „Frühling“:

Der junge Wald ist ein grüner Rausch,
Aus dem Becher des Frühlings getrunken.

Und im „Verlangen“:

Die Altarhügel
Der drängenden Frühlingserde
Hauchen die grünen Flammen
Junglaubiger Bäume
Zu weißwandigen Wolfenzelten,
Zu rieselnder Bläue hinauf.

In beiden Gedichten schwingt auch der Rhythmus der Bewegung mit: Silberquellenreigen und wilder Drosseln silberne Liederketten wecken die Sehnsucht auf,

die wandert und schweift an den „sprossenden Wälderlehnern, in den webenden Gründern“ und doch nicht heimfindet.

Die großen Linien und Schatten der Felsenzinnen, der Schründe und sturmzerlüfteten Wände der Bergwelt, die stillen Täler und Felderbreiten, die sanfte Runde grüner Hügel mit den ziehenden Wolken und dem Sternengarten darüber, die schweigenden Wiesen und schattenumspülten Wege, die Gärten mit den fühlgeschwungenen Ulmen, mit den brennenden Wildreben, mit den letzten blauen Astern, das Geschling der schattengrauen Gassen, der rauchige Dächerwall der Stadt, das Felsennest am Steilhang des Gebirgs, die ganze ernste und traute Schönheit des Heimatlandes strahlt und ragt in den Gedichten Adolf Freys in die Zeit.

Lina Baumann.

Paulis Adolf Frey.

Zu unserer 7. Kunstbeilage.

So sehr der Expressionismus bei gewissen radikal sich nennenden Leuten zum bloßen Schlagwort und im allgemeinen eine bequeme Ausrede geworden ist — es nützt nichts, daß man sich aus Angst oder Unwillen darüber taub stelle: Der Expressionismus existiert. Es lässt sich nicht mehr leugnen, er existiert auch bei uns in der Schweiz. Und er zieht die eigenwilligsten unter den guten Köpfen in seinen Bannkreis. Das erweist im erfreuenden Sinne eine neue mächtige Radierung des in Zürich lebenden Fritz Pauli aus Bern: das Bildnis von Adolf Frey. Man erkennt seinen akademischen Lehrer sofort und ist zugleich erstaunt, durch die Maske die offenbarende Kraft zu spüren, die allein „Fritz Pauli“ bedeuten kann. Zwar ist sein Werk dem wirklichen Adolf Frey sehr ähnlich. Es ist ein vorzügliches Bildnis, ich finde es sogar ausgezeichnet! Es hält das Leibliche des Dichters mit einer Schärfe fest, die vielleicht den verlezen müßte, der sich selbst so plötzlich in der spiegelnden Seele eines Hellsehers verwandelt auferstanden sieht. Seine zeichnerische Prägnanz sticht denn auch wesentlich ab von der tonigen, malerischen Art anderer Bildnisse (Würtenberger, Amiet).

Und doch ist es wieder nichts weniger als ein Porträt: ein biographisches Denkmal, das Fritz Pauli selbst überzeugend im großen Wollen einer kritischen Periode zeigt. Schon vor einigen Jahren hatte eine tiefgreifende Wandlung den schwarzen Schleier vor den märchenhaften Phantasiereichtum des Frühwerkes gezogen („Der Pessimist“). Ein Auftrag (auch der Auftraggeber ist ja Schöpfer), der den Künstler vor zwei Jahren erreichte, hat nun dem problematischen Explosionismus der Zwischenzeit eben in Adolf Frey eine Schöpfung abgenötigt, die bescheiden nächsten Freunden verschenken zu dürfen Pauli froh zu sein scheint — aber das kunstgeschichtliche Urteil darüber dürfte einmal ganz anders lauten! Der Geist urechter Gotik lebt da wieder auf, der Geist, der in den Münstern von Bern und Freiburg, Lausanne und Basel tätig gewesen ist. Zwar die letzte Einheit bleibt noch der Zukunft vorbehalten, doch wird das Blatt von Empfindung und plastischen Einzelschönheiten ganz erfüllt und die pathetische Haltung ist einfach packend. Die erhobenen Hände werben zwingend um die Aufmerksamkeit des imaginären Publikums. So fühlt sich ein Verkünder von pro-